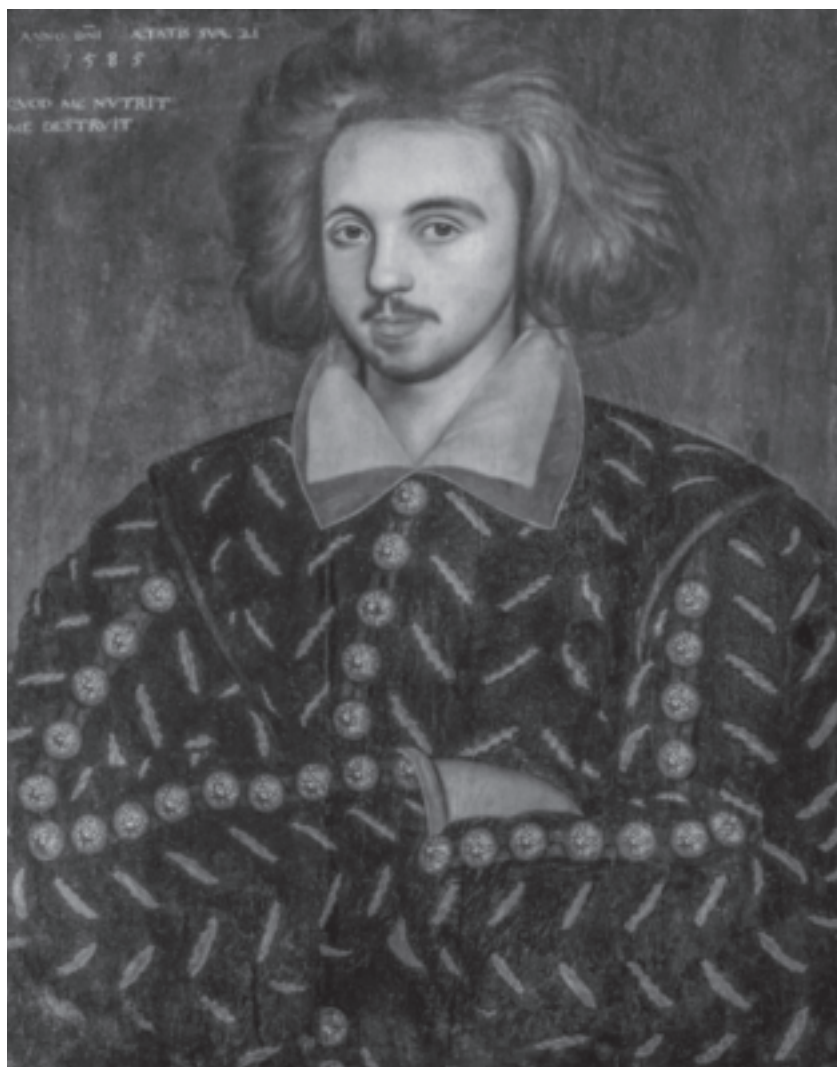


Stephen Greenblatt
Dunkle Renaissance



STEPHEN
GREENBLATT

DUNKLE RENAISSANCE

Wie Shakespeares größter Rivale
CHRISTOPHER MARLOWE
die Konventionen sprengte
und die Literatur revolutionierte

Aus dem Englischen
von Susanne Held

Siedler

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel
*Dark Renaissance: The Dangerous Times and
Fatal Genius of Shakespeare's Greatest Rival*
bei W.W. Norton, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Copyright © 2025 by Stephen Greenblatt

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2026

Siedler Verlag, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Veröffentlicht in Übereinkunft mit dem Autor

c/o BAROR INTERNATIONAL, INC., Armonk, New York, USA

Lektorat: Nora Samhourî

Umschlaggestaltung: zero-media.net

Umschlagabbildung: © Bridgeman Images

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8275-0170-7

www.siedler-verlag.de

Für Horst Bredekamp

INHALT

KAPITEL EINS

Eine sehr eigene Welt 11

KAPITEL ZWEI

Zeichen an der Wand 21

KAPITEL DREI

Die große Loslösung 39

KAPITEL VIER

Die Bücher des Schulleiters 59

KAPITEL FÜNF

Strahlende Studienjahre 77

KAPITEL SECHS

Goldene Knöpfe 105

KAPITEL SIEBEN

Anwerbung 119

KAPITEL ACHT
Wohnen in den Liberties 149

KAPITEL NEUN
Die Eroberung Londons 167

KAPITEL ZEHN
Geheimnisteiler 185

KAPITEL ELF
Hog Lane 205

KAPITEL ZWÖLF
Die Fälscher 221

KAPITEL DREIZEHN
Die Strange-Company 229

KAPITEL VIERZEHN
Gefährliche Bekanntschaften 251

KAPITEL FÜNFZEHN
Der Magie ergeben 269

KAPITEL SECHZEHN
Der Teufelspakt 291

KAPITEL SIEBZEHN
Neptuns Lächeln 323

KAPITEL ACHTZEHN
Ins Licht 341

Dank 363

Anmerkungen 367

Texte 367

Leben 369

Register 407

Bildnachweis 415



Elisabeth I., »Das Regenbogenporträt«, ca. 1600 (Marcus Gheeraerts dem Jüngeren oder Isaac Oliver zugeschrieben). Das Porträt stellt die betagte Königin mit rot gefärbten Haaren und einem tief ausgeschnittenen Kleid als alterslose Schönheit dar; die Augen und Ohren, die ihr Kleid zieren, verweisen auf ihre Allwissenheit.

KAPITEL EINS

EINE SEHR EIGENE WELT

EINEM KULTIVIERTEN ITALIENER, DER im ausgehenden 16. Jahrhundert England bereiste, wäre die Insel nicht so »vollkommen abgeschnitten von der ganzen Welt« vorgekommen, wie sie der antike römische Dichter Vergil einst dargestellt hatte. Befremdlich düster hätte sie jedoch auf ihn durchaus gewirkt. Natürlich hätte der Besucher in London viele Hinweise auf Reichtum und Macht gesehen: die weitläufige königliche Residenz Whitehall; prächtige Anwesen entlang der Themse für die führenden Aristokraten und ihr Gefolge; die wundervolle Abtei in Westminster mit ihren königlichen Gräbern; im geschäftigen Handelszentrum gepflasterte Straßen, von denen einige mit schönen Brunnen geschmückt waren; eine düstere Festung, die angeblich von Julius Caesar erbaut und im 16. Jahrhundert als Gefängnis genutzt wurde und in der sich außerdem noch eine Münzstätte, ein Waffenlager und die königliche Menagerie befanden. Aber es gab noch einiges andere, das einen ausländischen Besucher wohl hätte vor Schreck erstarren lassen.

Das Wetter war eine veritable Prüfung. England befand sich damals – wie überhaupt ein Großteil Nordeuropas – mitten in der heute sogenannten Kleinen Eiszeit, mit bitterkalten Wintern und heftigen Stürmen, die die Ernten zerstörten und periodische Hungersnöte verursachten. Die Straßen waren in einem schrecklichen Zustand, und nach Einbruch der Dunkelheit wurden sie zu beliebten Räuberrevieren. In London waren Tierkämpfe die

bevorzugte Unterhaltung. Große Menschenmengen gaben Geld dafür aus, zuschauen zu dürfen, wie ein Pferd mit einem Affen auf dem Rücken von wilden Hunden angegriffen wurde. Das arme, gepeinigte Pferd galoppierte und schlug mit den Hufen aus. Der Affe kreischte. Das Publikum brüllte. Und wenn dann das erschöpfte Pferd zusammenbrach und getötet wurde, war es an der Zeit, die Bären und Stiere herauszubringen, sie an Pfähle zu binden, die Hunde auf sie loszulassen und den Spaß zu wiederholen. »Dieser Sport«, bemerkte ein Besucher vom Festland, »ist *nicht* sehr angenehm anzusehen.« In den Kirchen wurden Psalmen gesungen und Messen gefeiert, aber nicht im ehrwürdigen Latein, sondern in gewöhnlichem Englisch. Die Reformation hatte auch andere, greifbarere Spuren hinterlassen. Es sei ein trauriger Anblick, schrieb ein italienischer Kaufmann, der 1562 ein Tagebuch über seinen Besuch in London führte, die schönen Marmorstatuen von Heiligen und andere Denkmäler zu sehen, wie sie aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur falschen Religion zerbrochen und zerstört herumlagen. Ausländern wurde geraten, sich in den Straßen unauffällig zu verhalten, da die Leute ihnen unter Umständen misstrauisch oder feindselig begegneten.

Selbst ein gastfreundliches Zusammentreffen konnte für erhebliche Verwirrung sorgen. Wenn man beispielsweise zum Dinner eingeladen wurde, musste man sich auf einiges gefasst machen. »Es ist schier nicht zu fassen«, bemerkte der besagte Kaufmann, »dass sie so viel Fleisch essen können.« Um es herunterzuspülen, »brauen die Engländer einen Trunk aus Gerste und Hopfensamen, den sie Bier nennen, gesund, aber ekelhaft im Geschmack.« Im Vergleich zu italienischen Frauen wirkten englische Frauen beunruhigend frei: Sie durften alleine und ohne männliche Begleitung das Haus verlassen, durften sich auf den Märkten tummeln und in Läden arbeiten, sogar allein öffentliche Unterhaltungsveranstaltungen besuchen. »Sie küssen sich oft«, bemerkte der Kaufmann über die Männer und Frauen, die er beobachtete. »Wenn ein Fremder in ein Haus kommt und nicht als Allererstes die Hausherrin auf die Lippen küsst, halten sie ihn für schlecht erzogen.« Aber gleichzeitig konnten Frauen, die als zänkisch galten, buchstäblich geknebelt werden – mit einem entsetzlichen Gerät, einem sogenannten *brank*

(Zaumzeug aus Stahl mit einem Mundknebel aus einer dornenbesetzten Metallplatte, um die Zunge »im Zaum« zu halten; die deutsche Bezeichnung lautet »Schandmaske«, A. d. Ü.), und jede weibliche Person, die sexuell unmoralischen Verhaltens verdächtigt wurde, konnte öffentlich ausgepeitscht und geschmäht werden.

Es war befremdlich. Die Herrenhäuser entlang der Straße The Strand und die stattliche Royal Exchange im Stadtzentrum wichen fast überganglos einem immensen Gewirr aus ärmlichen Häusern und Hütten. Fachwerkhäuser mit Dachgauben und Giebeln erstreckten sich über die Straßen, hielten das Licht draußen und bildeten übel riechende Tunnel, durch die sich Kutschen, Lasttiere und Fußgänger quälen mussten. Die engen Gassen waren voller Exkremente und Abfälle. Auf der London Bridge wurden neben Läden für Luxusgüter die abgeschlagenen Köpfe verurteilter Verräter auf Spießen zur Schau gestellt. An den Galgen in der Nähe von Tyburn gab es fast täglich öffentliche Verstümmelungen und Hinrichtungen durch Erhängen.



Die Menschen sprachen eine Sprache, die der übrigen zivilisierten Welt weitgehend unbekannt war. Praktisch nichts, was auf Englisch geschrieben wurde, hatte bisher genügend Interesse geweckt, um eine Übersetzung in eine der vorherrschenden kontinentalen Sprachen oder ins Lateinische, die gemeinsame Sprache des Lernens und der Wissenschaft, zu rechtfertigen. Zu Beginn des Jahrhunderts hatte ein Engländer, Thomas Morus, ein brillantes kurzes Werk in lateinischer Sprache, *Utopia*, veröffentlicht, das ihm schnell europaweit Anerkennung einbrachte. Aber Morus wurde vom gnadenlosen König Heinrich VIII. enthauptet. Zwei begabte Dichter am Hofe Heinrichs, Thomas Wyatt und Henry Howard, Earl of Surrey, hatten einigen Erfolg bei der Einführung und Übernahme italienischer und französischer Gedichtformen – Wyatt führte das Sonett in die englische Sprache ein –, aber auch diese beiden wurden beseitigt. Surrey wurde des

Hochverrats bezichtigt und im Alter von dreißig Jahren im Tower hingerichtet. Und Wyatt, der wegen des Verdachts inhaftiert worden war, eine Affäre mit Heinrichs zweiter Frau Anne Boleyn zu haben, starb im Alter von 39 Jahren nach einer zweiten Inhaftierung. Ihr Tod scheint auf das kulturelle Leben abschreckend gewirkt zu haben.

Im Italien des 16. Jahrhunderts waren sämtliche größeren Universitäten Orte außergewöhnlicher Leistungen: Hier wurden die ersten botanischen Gärten für die wissenschaftliche Erforschung von Pflanzen angelegt, epochale Fortschritte in der Anatomie und Embryologie erzielt, die Keimtheorie formuliert, die Epidemiologie begründet sowie eine Revolution in der Physik und der Astronomie ausgelöst. Die beiden englischen Universitäten waren im Vergleich dazu tiefste Wissenschaftsprovinz. Gelehrte Professoren hielten Vorlesungen über die antiken Denker Aristoteles, Ptolemäus und Galen, neue Fragehorizonte hingegen blieben verschlossen, denn die Aufmerksamkeit der Lehrer und ihrer Schüler galt anderen Themen. Oxford und Cambridge waren von erbitterten Konflikten zerrissen, da die aufstrebenden protestantischen Autoritäten versuchten, jegliche noch verbliebene Loyalität gegenüber dem Katholizismus auszumerzen, während radikalere Protestanten beklagten, dass die Reformation in England nicht annähernd weit genug gegangen sei.

Die religiösen Konflikte dauerten seit mehr als einem halben Jahrhundert an, seit Heinrich VIII. mit Rom gebrochen hatte, und in ihren mörderischen Wirren erfassten sie das Leben und Schicksal praktisch aller Menschen im Königreich. Zumindest offiziell war die Religion des Herrschers die Religion des gesamten Landes; keine anderen Glaubensrichtungen wurden toleriert, weder das Judentum noch der Islam, aber auch keine andere Version des Christentums als die des Herrschenden. Als Heinrich sich selbst zum Oberhaupt der Kirche in England gemacht hatte, waren seine Interessen überwiegend darauf gerichtet, sich das Recht auf Ehescheidung und die Verfügungsgewalt über die Reichtümer der Klöster zu verschaffen. Die sechsjährige Regierungszeit seines Sohnes Eduard VI., der im Alter von zehn Jahren den Thron bestieg, leitete eine stärkere Hinwendung zum

Protestantismus in Lehre und Organisation der Kirche ein. Nach Eduards Tod durch Tuberkulose und einer gescheiterten neuntägigen Regierungszeit seiner 17-jährigen protestantischen Cousine Lady Jane Grey, die mit deren Hinrichtung endete, brachte seine Schwester Maria das Land zur römisch-katholischen Kirche zurück. Fünf turbulente Jahre später starb Maria, und mit der Thronbesteigung ihrer jüngeren Schwester Elisabeth wurde England wieder offiziell protestantisch. Jeder dieser Regimewechsel war von dunklen Wellen von Verschwörungen, Verdächtigungen, Verhaftungen und Hinrichtungen begleitet – und das alles zusätzlich zu den üblichen Strafen in einer Gesellschaft, die bereits in brutaler Weise auf den Einsatz von Bestrafungen fixiert war.

Es ist kaum nachvollziehbar, wie alptrauhaft die Situation war, denn wir haben in unserer Welt wenig oder nichts Vergleichbares. Vielleicht lässt das Schicksal einer deutschen Familie, die in weniger als sechzig Jahren die Weimarer Republik, den Nationalsozialismus, die kommunistische Regierung der DDR, den Fall des Eisernen Vorhangs und die deutsche Wiedervereinigung erlebte, wenigstens ansatzweise etwas von der unerträglichen Belastung und Gefahr erahnen. Einen kleinen Einblick in das tägliche Leben im England der Tudors bietet ein seltenes Tagebuch, das aus der Mitte des 16. Jahrhunderts erhalten ist. Es wurde von dem Kaufmann Henry Machyn geführt, der in London lebte und die Ereignisse in seiner Umgebung festhielt. Am 21. April 1556, um das Tagebuch einmal zufällig aufzuschlagen, findet sich der Eintrag, dass zwei Männer, Master Frogmorton und Master Woodall, aus dem Tower in einen Gerichtssaal gebracht wurden, um dort wegen »Verschwörung gegen die Königin und anderer Angelegenheiten« angeklagt zu werden. Am 24. April notierte er, dass sechs Männer »nach Smithfield gebracht wurden, um verbrannt zu werden« – Smithfield war ein bevorzugter Ort für die Hinrichtung von Ketzern – sowie weitere Männer »aufs Land gebracht wurden, um verbrannt zu werden«. Später am selben Nachmittag beobachtete er, wie drei Männer in Cheapside, in der Nähe der London Bridge, an den Pranger gestellt wurden, einer wegen Meineids und die beiden anderen wegen Anstiftung zum Meineid. Am 28. April wurden

Frogmorton und Woodall, so Machyns Notiz, auf der London Bridge gehängt, gevierteilt und ihre Köpfe auf Spieße gesteckt. Für die Woche danach verzeichnete er weitere Männer, die wegen Hochverrats in den Tower gebracht wurden, weitere Ketzer (»einer ein Maler, der andere ein Tuchmacher«), die verbrannt wurden, und weitere Übeltäter, die an den Pranger gestellt wurden, diesmal mit an das Holz genagelten Ohren. So geht das Tagebuch, unterbrochen von Notizen über den Ausbruch der Pest, weiter, Seite für Seite, und alles bleibt mehr oder weniger gleich, ob das Regime nun katholisch oder protestantisch war, obwohl natürlich die Glaubenszugehörigkeit derer, die des Verrats oder der Ketzerei angeklagt wurden, sich entsprechend umkehrte. Unter solchen Umständen war es sinnvoll, den Kopf einzuziehen, damit er einem nicht abgehackt wurde.

Heinrich VIII. hatte sein Reich, das geographisch sowieso schon isoliert war, vom alten Glauben abgetrennt, der den größten Teil des übrigen Europas vereinte, und 1580 saß seine fast fünfzigjährige ketzerische Tochter unverheiratet und ohne Erben auf dem Thron. Elisabeth I. war kein solches Monster wie ihr Vater, aber die Folterknechte und Henker hatten trotzdem mehr als genug zu tun. Für jemanden vom Kontinent muss die Königin exotisch oder vielleicht einfach fremdartig ausgesehen haben. Ihr Gesicht war weiß geschminkt mit einem Hauch von Rosa, ihr Haar leuchtend rot gefärbt und ihre Zähne schwarz verfärbt. Sie wurde regelmäßig wie eine sonderbare, mit kostbaren Juwelen übersäte religiöse Ikone vor ihrem sie verehrenden Volk in Szene gesetzt. Am Hof mussten sich reich gekleidete Günstlinge und sogar nüchterne ältere Ratgeber ihr auf Knien nähern und ihre Bitten in die Sprache der romantischen Liebe verpacken, so, als wäre sie eine verführerische junge Frau, die von liebestollen Verehrern umworben wird.

Selbst mit über sechzig war die Königin noch gut in Form. Als der französische Botschafter André Hurault, Sieur de Maisse, in das Privatgemach der Königin geführt wurde, war er verunsichert, als er Elisabeth »seltsam gekleidet« in einem Kleid aus Gaze vorfand. »Sie ließ die Vorderseite ihres Kleides offen«, schrieb er in sein Tagebuch, »und man konnte ihren ganzen

Busen sehen, und was darunter war, und oft öffnete sie die Vorderseite dieses Gewandes mit den Händen, als wäre ihr zu heiß.« In der darauffolgenden Woche empfing sie ihn erneut, diesmal in einem schwarzen Taftkleid, das vorne ebenfalls geschlitzt war. »Sie hat die Angewohnheit, beide Hände an ihr Kleid zu legen und es zu öffnen«, bemerkte der überraschte Botschafter, »sodass ihr ganzer Bauch zu sehen ist.«

Die Strategie der Königin war wohlüberlegt; ihre aus dem Gleichgewicht gebrachten, fassungslosen Gesprächspartner hatten das Gefühl, in eine beunruhigende, phantastische Welt einzutauchen. Am Hof ihres Vaters hatte man sich der Gegenwart des großartigen deutschen Malers Hans Holbein des Jüngeren gerührt; Elisabeth hingegen hätte keinen Künstler geduldet, der sich so stark der nuancierten Darstellung der Realität verschrieben hatte. Stattdessen förderte sie einen gelernten Goldschmied als ihren offiziellen Maler, dem sie befahl, in Porträts von ihr niemals Schatten zu verwenden. Die Zeit durfte ihr nichts anhaben.

Es war, als wäre eine dicke, harte Schutzschicht, ähnlich dem schweren weißen Make-up auf Bleibasis, das auf pockennarbige Gesichter aufgetragen wurde, über das gesamte englische Kulturleben verteilt worden. Obwohl Elisabeth seit mehr als zwanzig Jahren auf dem Thron saß, hatte ihre Herrschaft bis 1580 unter ihren Untertanen lediglich künstlerische Mittelmäßigkeit hervorgebracht. Die einheimische englische Kultur wirkte in der Dichtung ebenso rückständig wie in der Malerei, der Bildhauerei und dem Geistesleben. Ein italienischer Besucher – zu Recht stolz auf Botticelli, Leonardo da Vinci, Michelangelo, Raffael und andere – wäre verblüfft gewesen, den Miniaturisten Nicholas Hilliard als führenden englischen Maler vorgeführt zu bekommen. Und was hätte er dann erst (wenn er fähig wäre, Englisch zu lesen) von den schwerfälligen Verseschmiedten Barnabe Googe, Nicholas Grimald und Thomas Tusser gehalten? Wo, so hätte er fragen können, fanden sich in England die Äquivalente zu Ariost, Tasso oder Vittoria Colonna? Die Antwort wäre gewesen: Es gab sie nicht, und es sah zu dem Zeitpunkt auch ganz danach aus, als werde es sie niemals geben.

Ein aufmerksamer Beobachter, der in dieser Einöde nach Anzeichen

kulturellen Lebens suchte, hätte – neben den Bärenkampfarenen und anderen Austragungsorten für blutige Sportarten – ein neuartiges rundes Bauwerk bemerken können, das erst wenige Jahre zuvor in Shoreditch, dem unwirtlichen Gebiet östlich der Stadt errichtet worden war. Es wurde schlicht »The Theatre« genannt und war das erste frei stehende Schauspielhaus, das seit der Römerzeit in England gebaut worden war. Und es war so erfolgreich, dass es zum Bau eines zweiten Schauspielhauses, »The Curtain«, nur wenige Hundert Meter entfernt, führte. Aber für einen Besucher, der an so anspruchsvolle Unterhaltungen der italienischen Höfe wie Ariosts Komödie die *Cassaria* oder Tassos Schäferroman *Aminta* gewöhnt war, schien nichts, was sich innerhalb der Bretterwände dieser Theater abspielte, das Risiko wert, Taschendieben oder Schlimmerem ausgesetzt zu sein. Die Stücke waren unglaublich derb, und außerdem waren die Theater in den Vororten gebaut worden, weil die Behörden die Theatertruppen aus dem Stadtzentrum vertrieben hatten, um die Ausbreitung der tödlichen Beulenpest einzudämmen.

Dann, nicht sofort, aber mit erstaunlicher Geschwindigkeit, änderte sich alles. Der Panzer, der sich über die Kultur des Inselreiches gelegt hatte, bekam Risse. Wenn wir vierhundert Jahre später auf diese Periode als eine ganz erstaunliche Zeit zurückblicken, dann liegt das an dem, was in den Jahrzehnten nach 1580 hervorbrach: eine Konstellation brillanter Dichter, die größten Dramatiker der englischen Sprache, außergewöhnliche Fortschritte in Navigation, Astronomie und Mathematik, die ersten Versuche, englische Kolonien in der Neuen Welt zu gründen, und im intellektuellen Leben die spekulative und experimentelle Kühnheit, die Francis Bacon zu der Aussage veranlasste, dass »Wissen an sich Macht ist«. Eine einheitliche Erklärung für eine solche Explosion kreativer Energie gibt es nicht, doch es gibt eine bemerkenswerte Persönlichkeit, welche die unbändige Energie und den Wagemut verkörpert, die England verspätet in den kreativen kulturellen Aufruhr mit hineinzogen, der den Kontinent seit mehr als einem Jahrhundert veränderte.

Christopher Marlowe war ein Mensch, von dem man kaum erwarten würde, dass er eine wichtige Rolle beim Aufbrechen jenes starren Panzers

spielen sollte, der den kreativen Geist Englands einzwängte. Er wurde als Sohn eines armen Schusters in der Provinz geboren und im Alter von 29 Jahren ermordet. In diesen kurzen, turbulenten Jahren war er ein bemerkenswert produktiver Schriftsteller – er verfasste nicht weniger als sieben Theaterstücke, daneben noch außergewöhnliche Gedichte –, aber nichts, was seinen Namen trug, wurde zu seinen Lebzeiten veröffentlicht. Es sind keine erhaltenen Briefe, Tagebücher oder Entwürfe von seiner Hand bekannt, und es sind auch keine Briefe erhalten, die an ihn adressiert waren. Er schrieb in einer Gesellschaft, in der die Begriffe Gedankenfreiheit, Meinungsfreiheit und Religionsfreiheit unbekannt waren. Vieles von dem, was wir über sein Leben und seine Ansichten wissen, stammt aus den Berichten von Spionen und Informanten oder aus Aussagen, die durch Folter erzwungen wurden. Marlowe dient uns jedoch als Leitfaden, der uns durch ein Labyrinth aus Korridoren führt, von denen viele nur spärlich beleuchtet, gefährlich und geheimnisumwoben sind, und schließlich ins Licht. Im Laufe seines kurzen, ruhelosen, dem Untergang geweihten Lebens erweckte Marlowe mit seinem Geist und seinen erstaunlichen Leistungen den Genius der englischen Renaissance.

KAPITEL ZWEI

ZEICHEN AN DER WAND

ES WAR EIN BESONDERS trostloser englischer Frühling. Der Regen wollte nicht aufhören. Die Euphorie, die das Land fünf Jahre zuvor mit der Niederlage der spanischen Armada beflügelt hatte, war längst verflogen; viele glaubten, dass eine neue Invasion unmittelbar bevorstand. Die sechzigjährige unverheiratete Königin Elisabeth hatte keinen Erben und weigerte sich standhaft, die Frage der Nachfolge zu regeln. Gerüchte waren im Umlauf, dass terroristische Zellen – Fanatiker, die entschlossen waren, den römischen Katholizismus wieder als den wahren Glauben Englands einzuführen – versuchen würden, die Königin zu ermorden. Gleichzeitig formulierten radikale protestantische Agitatoren heftige Breitseiten gegen die etablierte Kirche. Als ob dies nicht genug wäre, war die Arbeitslosigkeit in London hoch, das schlechte Wetter deutete auf steigende Preise und mögliche Lebensmittelknappheit hin, und die Vermieter forderten höhere Mieten.

Was diese Jahreszeit des Missvergnügens noch schlimmer machte, war eine übermächtige Rückkehr der entsetzlichen Beulenpest, die eine Zeit lang zurückgegangen war. Die Krankheit war grauenhaft ansteckend. Ihre Opfer wachten mit Fieber und Schüttelfrost auf. Einem Gefühl extremer Schwäche oder Erschöpfung folgten Durchfall, Erbrechen, Blutungen aus Mund, Nase oder Rektum und verräterische Beulen oder geschwollene Lymphknoten in der Leiste oder Achselhöhle. Schließlich stellte sich – oft unter großen Qualen – fast unweigerlich der Tod ein.

Zahllose Vorbeugemaßnahmen wurden vorgeschlagen, die meisten davon waren nutzlos – oder im Falle der Tötung von Hunden und Katzen schlimmer als nutzlos, denn wir wissen heute, dass die Krankheit durch von Ratten übertragene Flöhe verbreitet wurde. Da sie dadurch keine Fressfeinde mehr hatten, konnten die Ratten sich ungehemmt vermehren. Man war der Meinung, der Rauch von getrocknetem Rosmarin, Weihrauch oder Lorbeerblättern, die in einem Räucheressel verbrannt wurden, würde dazu beitragen, die infektiöse Luft zu reinigen, und wenn diese Zutaten nicht zur Hand waren, empfahlen Ärzte, alte Schuhe zu verbrennen. In den Straßen gingen Leute umher, die an mit Nelken gespickten Orangen schnuppern. Wenn diese nah genug an die Nase gehalten wurden, dienten sie vielleicht als eine Art Maske.

Städtische Beamte, die feststellten, dass in Menschenmengen die Zahl der Ansteckungen stieg, unternahmen Schritte, um das einzuführen, was wir heute als Kontaktbeschränkung bezeichnen. Indem sie Daten aus Gemeinderegistern sammelten, konnten sie akribisch durch die Pest verursachte Todesfälle nachverfolgen. Wenn dort mehr als dreißig Todesfälle pro Woche auftauchten, ergriffen sie Vorsorgemaßnahmen. Im Januar wurden Schauspielhäuser geschlossen und öffentliche Veranstaltungen, kollektive Unterhaltungen und Sportereignisse verboten. Gottesdienste waren die einzige Ausnahme, denn man ging davon aus, dass Gott keinen mit der Pest schlagen würde, der sich zum Gebet in der Kirche befand.

Ein völlig vorhersehbares Ergebnis der zunehmenden Spannungen, unter denen alle litten, war die Suche nach Sündenböcken. Juden, denen man gerne die Schuld gegeben hätte, gab es praktisch nicht; die gesamte jüdische Bevölkerung Englands war im Jahr 1290 vertrieben worden, im Zusammenhang mit der ersten massenhaften ethnischen Säuberung Europas. In Abwesenheit der traditionellen Objekte religiösen Hasses waren die Katholiken die naheliegende Wahl – immerhin jagte und tötete der Staat regelmäßig englische Priester, die in Seminaren auf dem Kontinent ausgebildet worden und nach England zurückgekehrt waren, um heimlich Messen zu zelebrieren. Die offizielle Kirche richtete ihren Zorn auch auf

Puritaner, die sich im Kampf um etwas, das sie für einen »reineren« Glauben hielten, über Bischöfe lustig machten und beim Volk beliebte Bräuche wie Weihnachts- und Maibäume als heidnisch verdammt. Am 6. April 1593 wurden zwei in Cambridge ausgebildete radikale Geistliche vom Gefängnis in Newgate »wegen Abfassung und Verbreitung aufrührerischer Bücher« zum Galgen in Tyburn gebracht und aufgeknüpft.

Die Mehrheit der gewöhnlichen Einwohner Londons fühlte sich allerdings zu konfessionsbedingten Blutbädern offensichtlich nicht hingezogen. Viele Protestanten bewahrten noch einen Rest von Loyalität gegenüber dem alten Glauben; in vielen Familien, die sich an den neuen Glauben angepasst hatten, gab es zumindest eine Tante oder einen Bruder oder einen Cousin, der heimlich glühender Katholik war. Und ebenso gab es andererseits sehr wahrscheinlich Familienmitglieder, die den Eindruck hatten, dass die protestantische Reformation in England nicht annähernd weit genug gegangen war. Insgesamt war die Bevölkerung eher amüsiert als alarmiert von den respektlosen Angriffen puritanischer Separatisten, die unter dem Pseudonym Martin Marprelate zirkulierten; die Menschen machten diese religiösen Aktivisten nicht für wirtschaftliche Not oder soziales Elend verantwortlich.

Die am häufigsten genutzte Zielscheibe der Antipathie war die kleine Gemeinschaft der in London lebenden Ausländer – die »Fremden«. Sie setzte sich überwiegend aus protestantischen Flüchtlingen zusammen: Einige stammten aus Frankreich und waren aufgrund der Religionskriege und dem Massaker in der Bartholomäusnacht gekommen, andere aus dem heutigen Belgien und den Niederlanden, nachdem die Spanier dort einmarschiert waren und die Inquisition eingeführt hatten. Die Flüchtlinge waren im Allgemeinen friedliche und hart arbeitende Menschen, die brav die Sondersteuer für Ausländer entrichteten und sich weitgehend zurückhielten. Im Einzelhandel durften sie nicht tätig sein, weshalb sie sich auf das Bierbrauen, Gravieren und Tuchweben verlegten. Doch obwohl sie lediglich einen sehr kleinen Prozentsatz der Stadtbevölkerung von fast 200 000 Einwohnern ausmachten, wurde ihnen wiederholt vorgeworfen, den einheimischen Engländern Arbeitsstellen wegzunehmen.

In jenem unglückseligen Frühling des Jahres 1593 kursierte ein anonymes Flugblatt, welches zornig forderte, alle Ausländer des Landes zu verweisen. Parlamentsmitglieder hielten Reden über deren angebliche Bedrohung für die Wirtschaft, betrunkene Strolche in den Pubs knurrten etwas von »Aktivwerden«. Am Morgen des 5. Mai erblickten die Londoner Bürger ein besonders bedrohliches Plakat, das an die Mauer der sogenannten Dutch Church, der Holländischen Kirche, genagelt war, die Kirche, in der die protestantischen Flüchtlinge beteten, die vor der römisch-katholischen Verfolgung geflohen waren.

Seit fast fünfzig Jahren war diese Kirche offiziell der Londoner Gemeinschaft von »Deutschen und anderen Ausländern« überlassen. Doch das 53-zeilige Gedicht auf dem Plakat, das sich an die »Fremden, die in diesem Land wohnen«, richtete, war eine Litanei von Anklagen. *Euer machiavellistischer Kaufmann verdirbt den Staat. Euer Wucher bringt uns alle um ... Und wie die Juden esst ihr uns auf wie Brot. Ihr seid als Händler Halsabschneider, ihr ruiniert uns alle. Ihr seid schuld daran, dass unsere Mieten gestiegen sind. Eure billigen, kitschigen Waren verdrängen unsere vom Markt. Ihr lebt hier viel besser, als ihr dort gelebt habt, wo ihr hergekommen seid. Unsere Soldaten werden ins Ausland geschickt, um in euren Kriegen zu kämpfen. Ihr habt uns auf die Straße getrieben. Wegen euch werden wir alle verhungern und sterben.* Und die Klagen schwollen in einem Crescendo an und wurden zu einer erbarmungslosen Warnung:

Da weder Worte noch Drohungen noch sonst etwas
 Euch dazu bringen können, von diesen Verbrechen abzulassen,
 Werden wir euch die Kehlen durchschneiden, während ihr in euren
 Tempeln betet.
 Bei dem Massaker in Paris wurde nicht so viel Blut vergossen
 Wie wir vergießen werden, um uns an euch allen zu rächen.

Der Text auf dem Plakat endete mit den Worten: »Unsere Schwerter sind gewetzt«, deshalb: »Flieht, flieht, und kommt nie zurück.« Unterzeichnet war das Ganze mit »Tamburlaine«.

Der elisabethanische Staat nahm solche Drohungen durchaus ernst. Abgesehen von dem Mitgefühl, das die Königin und ihre Berater für die Notlage der protestantischen Flüchtlinge vom Kontinent empfanden, hassten sie jegliche Unruhen in der Bevölkerung. Als 1570 in Norwich, etwa 160 Kilometer nordöstlich von London, die Unzufriedenheit der Menschen zu einem organisierten Aufstand führte, um die Vertreibung der ausländischen Weber zu erzwingen, wurden die Anführer der Bewegung schnell identifiziert und festgenommen. Daraufhin wurde an ihnen ein Exempel statuiert, so, wie es die Behörden besonders gern taten, um der Menge die Folgen von Ungehorsam vor Augen zu führen: Sie wurden gehängt, bei lebendigem Leib aufgeschnitten, kastriert, ausgeweidet und gevierteilt.

Als die Behörden 1593 mit einer vergleichbaren Unruhe konfrontiert wurden, handelten sie schnell. Am 10. Mai setzte die City of London eine Belohnung von einhundert Kronen – etwa das Fünffache des durchschnittlichen Jahreseinkommens eines Arbeiters im elisabethanischen Zeitalter – für die Identität der Person aus, die die Worte an der Wand der Holländischen Kirche geschrieben hatte. Bei seiner wöchentlichen Sitzung erteilte der Geheime Kronrat seinen Beamten die Anweisung, »jede Person zu suchen und festzunehmen«, die verdächtigt werden könnte, das niederträchtige Plakat geschrieben zu haben. Die Beamten wurden ermächtigt, »in allen Kammern, Arbeitszimmern, Truhen oder ähnlichen Orten nach allen Arten von Schriften oder Papieren zu suchen, die Ihnen bei der Entdeckung der Verfasser der Schmähschrift helfen könnten«. Und wenn sie mutmaßliche Verdächtige finden, so heißt es in dem Befehl weiter, sollen sie, »falls diese sich weigern, die Wahrheit zu gestehen, sie kraft dieser Vollmacht in Bridewell foltern und durch die Qualen dazu bringen, ihr Wissen über die besagte Schmähschrift preiszugeben«. Der Befehl wurde am 11. Mai ausgestellt und sofort in die Tat umgesetzt. Schon am nächsten Tag erscholl an der Tür des Schriftstellers Thomas Kyd unheilvolles Hämmern.

Die Beamten, die in Kyds Zimmer stürmten, waren keine gewöhnlichen Polizisten, die man an ihren gelbbraunen Jacken erkannte und die einen wegen nicht bezahlter Schulden oder wegen Ruhestörung festnahmen. An

ihren Abzeichen erkannte Kyd sofort, dass es sich um eine weitaus bedrohlichere Angelegenheit handeln musste – was auch immer dahintersteckte: Es waren Agenten des Geheimen Kronrats, sie gehörten also zu den engsten Beratern der Königin, und sie suchten eindeutig nach jemandem oder etwas.

Möglicherweise war die erste Frage, die sie stellten, die nach dem Verbleib von Christopher Marlowe, denn der Name auf dem Plakat – Tamburlaine – war der Held von Marlowes spektakulär erfolgreichem, zweiteiligem Theaterstück (in der deutschen Übertragung *Tamerlan*), und der Dramatiker hatte sich einen gefährlichen Ruf als Gotteslästerer und Provokateur erworben. Doch obwohl sie sich einst als mittellose junge Schriftsteller gut gekannt hatten, hatte Kyd wahrscheinlich keine Ahnung. In den letzten Jahren hatte Marlowe begonnen, sich in gehobenen gesellschaftlichen Kreisen zu bewegen, zu denen Kyd keinen Zugang hatte. Die Offiziere konnten sich selbst davon überzeugen, dass er lediglich ein bescheidener Schreiberling war, der versuchte, seinen Lebensunterhalt mit dem Schreiben von Theaterstücken und dem Übersetzen zeitgenössischer Werke aus dem Französischen und Lateinischen zu verdienen.

Kyd wurde in seinem Arbeitszimmer verhaftet. Auf seinem Tisch befanden sich dementsprechend Federkiele, ein Messer, um sie zu schärfen, Tintenfass, Notizbücher, Manuskripte, Korrespondenz und vielleicht auch einige wenige gebundene und ungebundene Bücher. (Bücher waren recht teuer, und Kyd, Anfang dreißig, war kein reicher Mann.) Die Beamten fingen sofort damit an, die Papiere auf dem Tisch zusammenzuraffen, und sie gingen ohne Umschweife dazu über, Schränke zu durchwühlen, Truhen zu öffnen und jedes Blatt Papier an sich zu nehmen, das sie finden konnten. Kyd versuchte zu zeigen, dass er nichts zu verbergen hatte, und übergab ihnen – wobei seine tintenfleckigen Hände zweifellos zitterten – noch mehr Zettel. An Ort und Stelle setzten sich die Beamten nieder und begannen zu lesen, was sie beschlagnahmt hatten.

Kyd gehörte nicht zu den Schreibern, deren Manuskripte unentzifferbar waren. Er hatte aus einem naheliegenden Grund eine exzellente Handschrift:

Er war der Sohn eines professionellen Schreibers, der dafür bezahlt wurde, offizielle Dokumente zu erstellen und zu kopieren. Aus den erhaltenen Zeugnissen seiner Handschrift lässt sich erschließen, dass er das Handwerk seines Vaters beherrschte und es wahrscheinlich in weniger arbeitsreichen Zeiten selbst ausübte. Der Beruf war recht lukrativ – Kyds Vater hatte genug Geld gespart, um seinen Sohn auf die berühmte Merchant Taylor's School schicken zu können, die sich in der Nähe der Cannon Street befand, im kommerziellen Herzen der Stadt. Trotzdem galt das Kopieren als mechanischer Beruf ohne gesellschaftliches Ansehen. Schreiber wurden spöttisch *Noverints* genannt, nach dem lateinischen Ausdruck (*noverint universi per praesentes*, »Allen Anwesenden sei hiermit bekannt gemacht«), mit dem die meisten ihrer sorgfältig erstellten Rechtsdokumente begannen.

Von echten Gentlemen wurde nicht erwartet, dass sie eine gute Handschrift hatten, dass sie, wie es damals hieß, »schön« schrieben; im Gegenteil, sogar wenn sie es gelernt hatten, konnten sie absichtlich eine gewisse lässige Unordentlichkeit vortäuschen. »Ich hielt es einst«, erklärt Prinz Hamlet seinem Freund Horatio,

... wie unsre großen Herrn
Für niedrig, schön zu schreiben, und bemühte
Mich sehr, es zu verlernen; aber jetzt
Tat es mir gute Dienste. (5.2.34–37)

Die fraglichen Dienste bestanden in der Fähigkeit des Prinzen, den Auftrag zu fälschen, der seine Schulfreunde Rosenkranz und Gölndestern in den Tod schickte.

Kyd hatte kein vergleichbares Standesbewusstsein, das ihn dazu verführt hätte, seine handwerklichen Fähigkeiten zu verbergen. Obwohl er eine gute weiterführende Schule besuchte, fehlte ihm der Ehrgeiz – oder wahrscheinlicher das Geld –, um den Weg von vielen seiner privilegiierteren Klassenkameraden einzuschlagen und nach Oxford oder Cambridge zu gehen. Hätte er sich dafür entschieden, dann hätte er sich nach seinem Abschluss

stolz als Gentleman präsentieren können. Stattdessen unternahm er, nachdem er sich das Handwerk seines Vaters angeeignet hatte, Schritte, die jeder, dem etwas an seinem Rang und seinem Ruf liegt, als übereilt bezeichnet hätte: Er schlug den unsicheren Weg eines Schriftstellers für die Theaterbühne ein.

Ein Geruch der Schmach hing über Londons aufstrebender Unterhaltungsindustrie. Religiöse Moralisten bezeichneten die neu errichteten Spielhäuser als satanische Lasterhöhlen; Geistliche warnten, dass Gott für diejenigen, die sich von ihrem unheilvollen Charme verführen ließen, einen Platz in der Hölle vorgesehen habe; die städtischen Behörden klagten, dass sie ein öffentliches Ärgernis darstellten, zu Müßiggang verführten, Krankheiten verbreiteten und Verkehrsprobleme verursachten. Schauspieler ohne einen Gönner wurden rechtlich als Vagabunden eingestuft, die gebrandmarkt und aus der Stadt gepeitscht werden konnten. Zumindest in den frühen Jahren gaben Autoren, die für die kommerzielle Bühne schrieben, nur selten ihre Namen an. Die meisten Stücke erschienen, wenn sie überhaupt veröffentlicht wurden, anonym.

Allen missbilligenden Stimmen zum Trotz strömte die Öffentlichkeit zu Tausenden in die Theater.

Repertoiretruppen, die sich in hartem Wettkampf gegeneinander befanden, hatten einen unstillbaren Hunger nach neuem Material, und sie waren bereit, dafür zu bezahlen. Das Honorar war hoch genug, um nicht nur sozial ausgegrenzte Männer wie Kyd anzulocken, sondern auch Universitätsabsolventen – jedenfalls solche, die es nicht geschafft hatten, sich auf eine respektablere Laufbahn einzulassen, oder die sich für einen abenteuerlicheren Lebensstil entschieden hatten. Letztere stützten ihre wacklige soziale Stellung – selbst wenn sie ungeniert ihren unkonventionellen Lebensstil zur Schau stellten –, indem sie mit ihrer höheren Bildung prahlten und sich über jeden lustig machten, dem sie fehlte. Im Jahr 1589 zog der ehemalige Cambridge-Student und Dramatiker Thomas Nashe in einem Brief an die »Gentlemen Students of Both Universities« über Emporkömmlinge her, die »den Beruf des *Noverints* aufgeben« und sich »mit den Herausforderungen

der Kunst« beschäftigen. Wenn Sie an einem frostigen Morgen einem dieser Ignoranten begegnen, »wird er Ihnen ganze *Hamlets*, besser gesagt: tragische Ansprachen in Hülle und Fülle liefern«. Für den Fall, dass Nashes Leser das eigentliche Ziel seines Spotts nicht erkennen sollten, ließ er noch einen weiteren Hinweis fallen. Diese Schreiberlinge, schrieb er, »ahmen den Jungen – das Kid – in Äsops Fabel nach«, der, angelockt von den Tricks des schlauen Fuchses, versuchte, »in einen neuen Beruf zu springen«. Der dumme Junge – Kyd – würde bekommen, was er verdiente. Er würde bei lebendigem Leib gefressen werden.

Warum war Nashe so verstimmt? Vielleicht hatte der Sohn des Schreibers eine kommerziell erfolgreiche Tragödie über den dänischen Prinzen verfasst. Kyds Klassenkamerad an der Merchant Taylor's School, Thomas Lodge, gab sich ebenfalls alle Mühe, sich zu mokieren über den fahlgesichtigen »Geist, der so erbärmlich im Theater schrie wie ein Austernweib: ›Hamlet, Rache!« (Buchjäger suchen seit Jahrhunderten eifrig nach diesem Vorläufer von Shakespeares großer Tragödie, bislang jedoch ohne Erfolg.) Und sehr zum Verdruss seiner höherwohlgeborenen und universitär gebildeten Rivalen hatte Kyd mit einem weiteren reißerischen Rachestück – *The Spanish Tragedy* – einen noch größeren Erfolg eingeheimst.

Kyd war immer sehr vorsichtig gewesen. Er gehörte nicht zu jenen leichtsinnigen Seelen, die es liebten, am Abgrund zu leben, wie etwa der starke Trinker Robert Greene, dessen Geliebte die Schwester eines berüchtigten Londoner Kriminellen war, oder der scharfzüngige Nashe, der wegen eines seiner skurrilen Pamphlete im Gefängnis saß, oder der ruhelose Lodge, der sich auf eine Reise nach Brasilien und zur Magellanstraße eingeschifft hatte; und vor allem war er nicht wie Christopher Marlowe, der Dinge laut aussprach, die keiner, der noch lange leben wollte, auch nur zu flüstern wagte. Der Schreibersohn zeigte keine solchen Anzeichen von Wildheit. Er begnügte sich damit, im Schatten zu bleiben und seine Arbeit zu tun. Eine der wenigen zeitgenössischen Äußerungen über ihn nannte ihn einfach nur den »fleißigen Kyd«.

Aber Kyd war mehr als nur das, was man auf den ersten Blick sah.

The Spanish Tragedy erregte die Aufmerksamkeit der Bevölkerung durch ihre hintergründige Andeutung, dass die Hochwohlgeborenen und Privilegierten außerhalb der Reichweite des Gesetzes stehen und dass die weniger Privilegierten nur dann Gerechtigkeit erlangen können, wenn sie die Dinge selbst in die Hand nehmen. Kyd gelang es, diese radikale Botschaft unverseht zu vermitteln, indem er seine Tragödie in Spanien, dem Land von Englands Hauptfeind ansiedelte. Der Held, Hieronimo, ist ein rechtschaffener Richter, dessen Sohn auf hinterlistige Weise von zwei Männern ermordet wird, die so gute Beziehungen haben, dass jedwede Hoffnung auf eine Bestrafung der Täter von vornherein gegenstandslos ist. Auf dem aberwitzigen Höhepunkt des Stücks bittet der Vater die trauernde Geliebte seines Sohnes, ihm zu helfen, die beiden aristokratischen Mörder vor den Augen des gesamten Königshofes zu töten. Als die Tat vollbracht ist und er aufgefordert wird, seine Komplizen zu verraten, weigert er sich zu reden. »Bringt die Folterinstrumente her«, ordnet der König an. »Dich Verräter werde ich schon zum Reden bringen.« »Niemals«, antwortet Hieronimo und beißt sich dann die Zunge ab. Die auf die Bühne ausgespuckte Zunge hat das Publikum sicher in gewaltigen Schrecken versetzt.

Die Einnahmen an den Theaterkassen für dieses blutgetränkte Stück Unterhaltung waren spektakulär und blieben es über Jahrzehnte hinweg. Obwohl der Autor des Stücks nicht direkt von dem Erfolg profitierte – der Profit gehörte dem Theaterunternehmer, der das Skript gekauft hatte und die Rechte besaß –, machte ihn sein Triumph bekannt und weckte die Eifersucht seiner Dramatiker-Kollegen. Als ihn die Beamten des Geheimen Kronrats 1593 verhafteten, war Kyd auf dem Höhepunkt seines Erfolgs.

Seine Verhaftung muss ihn überrascht haben, denn Kyd war keineswegs der naheliegendste Verdächtige für die Beamten, die nach dem Verfasser der aufrührerischen Verse suchten. Die Erwähnungen von Machiavelli, den Juden und dem Pariser Massaker auf dem Plakat ließen vielmehr jemand anderen vermuten: den Verfasser zweier populärer, ja berühmter Theaterstücke, *Der Jude von Malta* und *Das Massaker von Paris*. Bevor die Pest die Schließung der Theater erzwungen hatte, waren diese Stücke von Tausenden

Londonern gesehen worden. Und wie jeder wusste, stammten sie nicht von Kyd, sondern von Kyds berühmtem Zeitgenossen Christopher Marlowe. Als ob die deutlichen Hinweise nicht genug wären, schien die Unterschrift des Plakats – Tamburlaine – die Hintergründe offen preiszugeben.

Die Beamten haben Marlowe möglicherweise sofort verdächtigt, doch sie wussten vielleicht nicht, wo sie ihn finden konnten. Sie könnten sich in die Gegend des Rose Theatre begeben haben, wo *Tamerlan* und andere seiner Stücke aufgeführt worden waren, und dort bei Schauspielern, Buchhaltern, Produzenten und anderen, die beruflich mit Dramatikern zu tun hatten, Nachforschungen angestellt haben. Marlowes tatsächlicher Aufenthaltsort war womöglich nicht zu ermitteln – aus erhaltenen Aufzeichnungen geht hervor, dass er damals gar nicht in London war –, doch irgendjemand hatte vielleicht erwähnt, dass er ein paar Jahre zuvor mit Kyd zusammengewohnt hatte. Daher der unerwünschte Besuch, den Kyd erhielt.

Die Suche brachte keine Beweise dafür, dass Kyd oder eine andere Person mit dem Anschlag an der Holländischen Kirche in Verbindung gestanden hätte. Aber die Beamten gingen trotzdem nicht mit leeren Händen. Irgendwo in dem Stapel »altes Zeug und nichtssagende Papiere«, den Kyd ihnen übergeben hatte, befand sich ein dreiseitiges Dokument, in dem sie etwas geschrieben fanden, was sie als »abscheuliche ketzerische Hirn-ge-spinste« bezeichneten, »welche die Gottheit Jesu Christi leugneten«. Es war, als wären sie gekommen, um einen Einbruch zu untersuchen, nur um dann Beweise für etwas viel Schlimmeres zu finden.

Das Dokument war zwar in einer schönen, professionellen Handschrift geschrieben, was auf einen geübten Schreiber schließen ließ, doch Kyd stritt jegliches Wissen darüber ab und legte zahlreiche Schriftproben vor, die zeigten, dass seine Handschrift tatsächlich anders war. Aber Ketzerei war im elisabethanischen England ein schwerwiegender Vorwurf, der mit dem Tod bestraft wurde, und letztlich spielte es keine Rolle, wessen Handschrift es war. Die Beamten verhafteten Kyd, um ihn dazu zu bringen, die Existenz der anstößigen Seiten in seinen Räumen zu erklären.

Der häretische Text argumentierte, dass es einen fundamentalen Widerspruch gab zwischen der biblischen Aussage, dass Gott »ewig, unsichtbar, unveränderlich, unverstehbar und unsterblich« ist, und der Behauptung, dass Jesus, der mit Sicherheit sichtbar, verstehbar und sterblich war, Gott war. Jesus war vielleicht ein inspirierter Morallehrer, der größte, den es je gab, aber er war ein menschliches Wesen, nicht die Fleisch gewordene Gottheit. Dieses Argument, der bekannte Ausgangspunkt für das, was sich zum Unitarismus entwickeln sollte, galt als gleichbedeutend mit Atheismus. England hatte im 16. Jahrhundert wiederholt seine offizielle religiöse Lehre verändert – es schwankte unentschlossen zwischen Katholizismus und Protestantismus hin und her –, allerdings brachten die Veränderungen nie einen echten Geist der Toleranz hervor. Im Gegenteil, jedes religiöse Regime griff wütend seine vermeintlichen Feinde an, schärfte die Äxte und errichtete im Namen des Gottes der Liebe schreckliche Scheiterhaufen. Und sämtliche streitenden Parteien waren vereint in der Verfolgung von jedem, der die Kühnheit besaß, die Gottheit Jesu überhaupt in Frage zu stellen. Die Frage muss häufig aufgekommen sein – sie ergibt sich von allein aus der bewegendenden Darstellung der Menschheit Jesu in den Evangelien –, doch es war viel zu gefährlich, sie öffentlich zu stellen, ganz zu schweigen davon, sie in Dokumenten der Art niederzuschreiben, wie sie in Kyds Räumen gefunden wurden.

In Theaterstücken der elisabethanischen Zeit gibt es häufig Szenen, in denen sich eine Figur, die sich sicher, geborgen und zuversichtlich fühlt, plötzlich in einer schrecklichen Situation wiederfindet, ohne Freunde und ohne Hoffnung. Kyd hatte eine solche Szene für *The Spanish Tragedy* geschrieben, und nun befand er sich im wirklichen Leben selbst mittendrin. Er wurde ins Gefängnis von Bridewell gebracht, um verhört zu werden. Die Menschen jener Zeit waren nach unseren Maßstäben technologisch rückständig, aber um Schmerzen zuzufügen, hatten sie eine Reihe ausgeklügelter Techniken entwickelt. Simuliertes Ertränken (heute noch beliebt bei der CIA) wurde ebenso häufig angewendet wie das Aufhängen von Gefangenen an Handschellen, wobei die Füße nicht ganz den Boden berührten.

Noch gefürchteter waren die teuflischen Maschinen: Daumenschrauben, die Streckbank, die die Gliedmaßen langsam ausrenkte, und der Storch, der den Körper so krümmte, dass er einen Kreis der Qual bildete.

Eine oder mehrere dieser Methoden musste Kyd wahrscheinlich über sich ergehen lassen, denn in einem wenige Wochen später geschriebenen Brief klagte er über die »Schmerzen und unverdienten Qualen«, die ihm angetan worden waren. Die Folter verursachte sowohl psychische als auch physische Verletzungen. Im folgenden Jahr sprach er von seinen »Seelenqualen«, seinen »bitteren Zeiten« und seinen »zerbrochenen vertraulichen Leidenschaften«.

Wie viel Kyd über das Dokument wusste, das zu seiner Verhaftung führte, ist nicht klar. Eine Abschrift davon, die zur Zeit der Verhaftung entstand, lag ungelesen in den Staatsarchiven, bis sie im letzten Jahrhundert von Wissenschaftlern gefunden und ihr Ursprung identifiziert wurde. Es stellte sich heraus, dass es ein Auszug aus einem ganz und gar rechtgläubigen Buch war, das mit Erlaubnis der Regierung im Jahr 1549 veröffentlicht worden war, über vierzig Jahre vor der Verhaftung. Das Buch trug den Titel *The Fall of the Late Arrian* (»Der Sturz des verstorbenen Arrian«) und war verfasst von einem englischen Schulmeister und Akademiker namens John Proctor. Es ging darin nicht um die Verbreitung der ketzerischen Argumente, welche die Beamten so alarmiert hatten, sondern um deren Widerlegung. Selbst die zurückhaltendsten theologischen Werke der Renaissance enthielten lange Zusammenfassungen der Positionen, die sie zu widerlegen beabsichtigten. Das belastende Dokument in Kyds Zimmer war einfach nur eine handschriftliche Abschrift mehrerer Druckseiten.

Auch wenn Kyd die Herkunft der Seiten erklärt hätte, wären weitere Erläuterungen notwendig gewesen: Warum hatte man gerade diese Passagen abgeschrieben? Und wo war der Rest des Buches mit seiner Verteidigung der Rechtgläubigkeit? Zumindest ansatzweise hätte der Angeklagte darauf hinweisen können, dass die Quelle absolut legitim war, und diese Tatsache wäre ordnungsgemäß im Protokoll vermerkt worden. Es gibt keinen solchen Vermerk, also muss Kyd vollständig im Dunkeln getappt haben.

Kyd durchlebte den Albtraum, den er in *The Spanish Tragedy* auf die Bühne gebracht hatte. Um seine Komplizen nicht zu verraten, beißt sich sein Held Hieronimo die Zunge ab und erdolcht sich. Von dem armen Dramatiker auf der Folterbank konnte man kaum erwarten, dass er seinen Regieanweisungen folgte. Damit der Schmerz aufhörte, behauptete er, die ketzerischen Seiten würden seinem ehemaligen Mitbewohner gehören, der sie bei seinem Auszug zurückgelassen haben musste.

Und wer war dieser Mitbewohner? Natürlich Christopher Marlowe.

Am 30. Mai 1593, weniger als einen Monat, nachdem der Anschlag an die Wand der Holländischen Kirche genagelt worden war, und nur Wochen nach Kyds Festnahme und Folter, wurde Christopher Marlowe umgebracht. Er war 29 Jahre alt. Eine offizielle Untersuchung wurde durchgeführt, man kam zu dem Schluss, dass der Tod auf eine Streitigkeit wegen der Rechnung (»ye reckoning«) für ein Abendessen zurückzuführen war. Gegen den Mörder wurde keine Anklage erhoben.

Die erhaltenen Aufzeichnungen geben nicht an, was Kyd an diesen schicksalhaften Tagen Mitte Mai den Vernehmungsbeamten über Marlowe erzählte, aber es reichte aus, um seine Freilassung aus Bridewell zu erwirken. Wir können sicher sein, dass sie mehr verlangten als nur einen Namen. Der deutlichste Hinweis auf das, was er während seiner Haft enthüllte oder zumindest andeutete, findet sich in zwei verzweifelten Briefen, die er im Juni, wenige Wochen nach Marlowes Tod, an Sir John Puckering, den Lord Keeper of the Great Seal, sandte. Puckering war eine der Hauptpersonen im Geheimen Kronrat, der die gesamte Untersuchung des Anschlags an der Wand der Holländischen Kirche eingeleitet hatte.

Kyd war nicht offiziell eines Verbrechens angeklagt worden. Nachdem man ihn aus der Haft entlassen hatte, war er wohl in den Raum seiner Festnahme zurückgestolpert. Aber er stand vor dem Ruin. Wie fast alle Autoren dieser Zeit war er auf die Anerkennung und finanzielle Unterstützung eines mächtigen Gönners angewiesen. In Kyds Fall war der Gönner Ferdinando Stanley, Lord Strange, der eine bedeutende Theatertruppe unterstützte. Kyd schrieb an Puckering, dass in seinem Besitz ein Dokument entdeckt worden

war, das die Gottheit Jesu in Frage stellte, was dazu geführt habe, dass er der Ketzerei verdächtigt worden sei. Und nun verweigerte sein Gönner – den er einfach seinen »Lord« nannte – jeglichen weiteren Kontakt mit ihm, es sei denn, er könne sich entlasten. Kyd nannte seinen Gönner nicht beim Namen; er ging wohl – zweifellos zu Recht – davon aus, dass Puckering bereits wusste, wen er meinte.

In seinem verzweifelten Versuch, die Gunst seines Gönners zurückzugewinnen, mühte Kyd sich nach Kräften ab, sich von der Person zu distanzieren, die er des Atheismus beschuldigt hatte. »Meine erste Bekanntschaft mit diesem Marlowe«, schrieb er an Puckering, »entstand aufgrund seines Namens, der darauf hindeutete, dass er meinem Lord diene, obwohl seine Lordschaft seine Dienste nur in Form von Stücken in Anspruch nahm, die dieser für seine Schauspieler verfasst hatte.« Die beiden jungen Dramatiker lernten sich dann kennen, so Kyd weiter, weil sie beide für die Truppe desselben Gönners arbeiteten – daher »schrieben wir vor zwei Jahren in einem Zimmer«. Sie hatten zusammengewohnt, aber Kyd schaffte es, es so klingen zu lassen, als hätten sie nur in einem Schreibbüro zufällig an Schreibtischen nebeneinandergesessen.

Kyd wusste damals, dass er äußerst vorsichtig sein musste. Der Verdacht der Behörden war zwar durch das, was sie in seinen Räumen gefunden hatten, geweckt worden, aber wenn Kyd nun auch noch Lord Strange mit Ketzerei in Verbindung brachte, würde dies zu weiteren Untersuchungen führen und, unabhängig vom Ergebnis, jede Chance zunichtemachen, die Gunst seines Gönners zurückzugewinnen. Wurde der Gönner durch Kyds Entschuldigung – dass er und »dieser Marlowe« sich nur deshalb kannten, weil sie beide für denselben Gönner schrieben – in die angebliche Bosheit Marlowes verwickelt? Ganz und gar nicht, behauptet Kyd, denn der Gönner, Seine Lordschaft, hatte keine persönliche Bekanntschaft mit Marlowe und kannte seine im Brief so genannten »Umstände« nicht, d. h. die Einstellungen, die Marlowe als Atheisten entlarvten. »Niemand hätte mein Lord seinen Namen oder seinen Anblick ertragen«, schreibt Kyd, »wenn er von seinen Lebensumständen gehört hätte.« Und er fügt vorsichtig hinzu, diese

Umstände hätten nicht zu »der Form des frommen Betens, wie sie im Hause ihrer Lordschaft üblicherweise gepflegt wird«, gepasst.

Selbst wenn diese Ausrede akzeptiert würde, was bedeutete das für Kyd? Wenn er so unschuldig war, wie er behauptete, wie war es dann möglich, dass er »einen so Ungläubigen lieben oder mit ihm befreundet sein sollte«? Hier ähneln Kyds gewundene Ausführungen, begleitet von einer Flut lateinischer Maximen, immer mehr den Äußerungen der Figur des Uriah Heep von Charles Dickens. Weder »wegen seiner Person, seiner Eigenschaften, noch wegen seiner Aufrichtigkeit«, erklärt er, sei Marlowe jemals der Freundschaft würdig gewesen. Und ein Weiteres fügt Kyd über seinen ehemaligen Mitbewohner hinzu: »Er war unbeherrscht und hatte ein grausames Herz.«

Kyd bittet Puckering inständig, er möge sich doch bitte bei Personen erkundigen, die beide – ihn und Marlowe – kennen, um bestätigt zu bekommen, dass er, der unschuldige Kyd, mit Marlowe und dessen Bosheit nichts gemein hatte. Im Gegenzug für eine bevorzugte Behandlung und ein gutes Wort bei seinem Gönner könnte er weitere Informationen mitteilen: »Wenn ich jemanden kennen würde, den ich zu Recht wegen dieser verdammungswürdigen Beleidigung der Ehrfurcht gebietenden Majestät Gottes oder wegen jenes anderen Aufruhrs gegen den Staat anklagen könnte, dann würde ich ihn ebenso bereitwillig verraten, wie ich Eure Lordschaft bitten würde, besser über mich zu denken, da ich Euch nie beleidigt habe.«

Puckering war ein zäher, wohlhabender, gut vernetzter Anwalt mit beträchtlicher Erfahrung in Fällen von Aufruhr, Verschwörung und Verrat. Er war maßgeblich an den komplexen Machenschaften beteiligt gewesen, die zur Hinrichtung der Königin von Schottland, Maria Stuart, geführt hatten. Er hatte Männer verhört und sie dem Henker überstellt. Er verlangte darum Einzelheiten über Marlowes Ansichten und über seine Mitstreiter. Kyd wusste, dass er, wenn er zu viele Einzelheiten mitteilte, sich selbst als bereitwilligen Befürworter derartiger Meinungen outen würde. Keinem würde die Annahme nützen, dass sie beide tatsächlich eng befreundet waren oder dass Kyd interessiert zuhörte, wenn Marlowe kriminelle Ideen

erläuterte. Nachdem er Marlowe jetzt jedoch belastet hatte, merkte er, dass er dem Fragensteller mehr liefern musste.

In einem zweiten Brief, den er im selben Monat an Puckering verfasste, schrieb Kyd, dass er nur wenige von Marlowes »monströsen Ansichten« kannte. Aber es sei selbst in zwanglosen Gesprächen Marlowes Angewohnheit gewesen, sich über die heiligen Schriften lustig zu machen, Gebete zu verhöhnen und die Aussagen der Propheten und anderer heiliger Männer zu widerlegen. Er pflegte »unvermittelt die Gelegenheit zu ergreifen«, seine bösen Gedanken »kundzutun«, sodass selbst der Frömmste es nicht vermeiden konnte, zu hören, wie er den heiligen Paulus als Hochstapler verunglimpfte oder sich über das Gleichnis vom verlorenen Sohn lustig machte oder argumentierte, sogenannte Wunder hätten genauso gut von gewöhnlichen Sterblichen vollbracht werden können. Die verstörendste der angeblichen Ansichten Marlowes war eine, von der Kyd sagte, er könne sich selbst nur »mit Furcht und Zittern« dazu bringen, sie niederzuschreiben: Marlowe habe gesagt, dass »der heilige Johannes der Alexis unseres Erlösers Christus« gewesen sei.

Wir können heutzutage mit dieser literarischen Anspielung kaum noch etwas anfangen, doch jede gebildete Person in der Renaissance hätte sie sofort verstanden. In einem berühmten Gedicht von Vergil, das sämtliche Studenten damals im lateinischen Original gelesen hatten, verliebt sich ein Schäfer unsterblich in einen schönen Knaben. Das Gedicht beginnt mit den Worten: »Der Schäfer Corydon brannte für den schönen Alexis.« Zu behaupten, Johannes sei der Alexis des Erlösers gewesen und dass er ihn »mit einer außergewöhnlichen Liebe« liebte, war gleichbedeutend mit der Behauptung, Jesus wäre Sodomit gewesen.

Falls Kyd für seinen Bericht über Marlowe angemessen belohnt wurde, indem er auf Puckerings Empfehlung hin wieder in die Gunst seines Gönners aufgenommen wurde, dann war das nicht von langer Dauer. Ende des nächsten Jahres starb der arme, gebrochene Thomas Kyd im Alter von 35 Jahren.

KAPITEL DREI

DIE GROSSE LOSLÖSUNG

KYDS DARSTELLUNG ZUFOLGE WAR Marlowes auffälligstes Charakteristikum – abgesehen von seinem Atheismus – seine Unberechenbarkeit. Er platzte mit seinen gottlosen Ansichten »so plötzlich« heraus, dass keiner ihn aufhalten konnte, seine »überstürzte Art« erlaubte es ihm, ungestraft mit dem davonzukommen, was andernfalls ernsthaft getadelt worden wäre, und seine Versuche, »plötzlich heimlich [also heimtückisch] Menschen zu verletzen«, waren deshalb erfolgreich, weil sie so schnell und unerwartet kamen. Diese Charakterisierung soll offensichtlich eine Entschuldigung sein: Wie sonst hätte Kyd erklären können, dass er je mit einer derart fürchterlichen Person in Verbindung gestanden hatte? Marlowes Boshaftigkeit muss einfach aus ihm herausgebrochen sein – gänzlich überraschend für arme, unschuldige Anwesende. Allerdings handelt es sich dabei um mehr als nur eine Verteidigungsstrategie. Marlowe hatte tatsächlich etwas unvorhersehbar Abruptes und Plötzliches an sich.

Jahrhunderte später schrieb der Philosoph Friedrich Nietzsche, seine eigene Erfahrung reflektierend: »Die junge Seele wird mit Einem Male erschüttert, losgerissen, herausgerissen, – sie selbst versteht nicht, was sich bebiegt. Ein Antrieb und Andrang waltet und wird über sie Herr wie ein Befehl; ein Wille und Wunsch erwacht, fortzugehn, irgend wohin, um jeden Preis; eine heftige gefährliche Neugierde nach einer unentdeckten Welt flammt und flackert in allen ihren Sinnen.« Nietzsche bezeichnete diese

Dynamik als eine »große Loslösung«, und etwas Ähnliches prägte die jungen Jahre Christopher Marlowes. Sie zog Marlowe weg von seiner Familie, seinen Altersgenossen, seiner sozialen Klasse, seiner Religion, dem ganzen ererbten Paket von Anpassungen an die Welt, welche das Leben für die meisten Menschen die meiste Zeit erträglich macht. Sie schleuderte ihn in den Untergang. Aber sie ermöglichte es ihm auch, außergewöhnliche Dinge zu denken und zu tun.

Angetrieben von einem solchen überwältigenden Drang fand Marlowe – oder schuf, in vielerlei Hinsicht –, was er brauchte, und trug dazu bei, Schlüsselmerkmale der englischen Renaissance hervorzubringen, welchen er höchst eloquenten Ausdruck verlieh. Viele dieser Merkmale – das Theater der Grausamkeit, eine Besessenheit vom Anderssein, eine ästhetische Faszination für Kriminalität und Gewalt und eine ungezügelter Gedankenfreiheit – sind uns heute mittlerweile vertraut geworden. Diese Selbstverständlichkeit erweckt den Anschein, sie seien unvermeidliche Bestandteile der Landschaft der Moderne. Als sie jedoch zum ersten Mal auftraten, waren sie unheimlich, und sie brachen mit der unberechenbaren Macht hervor, die das Charakteristikum von Marlowes kurzer Existenz auf dieser Erde war.

Diese Unberechenbarkeit zeigte sich fast von Anfang an. Marlowe wurde im Februar 1564 in Canterbury als Sohn eines Schusters aus sehr bescheidenen Verhältnissen geboren. Seine Eltern hatten nur eine geringe oder gar keine Schulbildung, und es gab keine familiären Verbindungen zu Personen mit höherem sozialem Status, mit Vermögen oder einem höheren Bildungsniveau. Der Zugang zu Bildung war im England der Renaissance alles andere als selbstverständlich. Die Gesellschaft war hierarchisch aufgebaut, die Idee einer allgemeinen öffentlichen Schulbildung existierte nicht, und soziale Mobilität war äußerst unerwünscht. Die weibliche Hälfte der Bevölkerung war mit ganz wenigen Ausnahmen von jeglicher Bildung ausgeschlossen. Den Jungen, die (gegen eine Gebühr) zwischen ihrem fünften und siebten Lebensjahr eine sogenannte »Kleinschule« (*petty school*) besuchen konnten, wurde immerhin eine rudimentäre Kenntnis des Alphabets